

btb

Am Anfang steht das Geld. Und ein Mann, der es zu vermehren versteht wie kein Zweiter. In der schillernden New Yorker Finanzwelt der 1920er-Jahre wächst Benjamin Rasks Vermögen ins Unermessliche. Aber erst seine Ehe mit der geheimnisvollen Helen gibt seinem Leben Sinn. Bald vibriert die ganze Stadt vor Gerüchten um das enigmatische Paar, und mit der Zeit beginnen die vielen Erzählungen die Wahrheit über die Eheleute zu verschleiern. Bis sich eine unerwartete Stimme in dem Gewirr Gehör verschafft.

»Treue« ist ein fulminantes Spiel mit dem Leser, eine vierteilige Matroschka, deren Kern den großen amerikanischen Mythos vom Kapital für immer verändert. Was als klassischer Roman über Macht und Männer beginnt, gipfelt in einer provokanten und hochmodernen Geschichte der Emanzipation.

HERNAN DIAZ wurde 1973 in Argentinien geboren, wuchs in Schweden auf, studierte in Buenos Aires und London und lebt heute in New York. Er ist Associate Director des Hispanic Institute der Columbia University. Bereits *In der Ferne*, sein erster Roman, war 2018 für den Pulitzer Prize und den PEN/Faulkner Award nominiert. Für *Treue* erhielt er 2023 den Pulitzer Prize und wurde für den Booker Prize nominiert.

Hernan Diaz

TREUE

Roman

*Aus dem Englischen
von Hannes Meyer*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Trust bei Riverhead Books,
Penguin Random House in New York City.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Zitatnachweise:

- Seite 215: Arturo Giovannitti, »Der Käfig«, in: Die Aktion. Verlag
Die Aktion, Berlin 1916, S. 495–497.
Seite 319: Herbert Hoover, Das Wesen Amerikas – Bekenntnisse eines
Staatsmannes. Übersetzt von Jonas Simon. Otto Stollberg Verlag, Berlin 1928.
Seite 375 f.: Jean Rhys, Irrfahrt im Dunkel. Übersetzt von Simon Werle.
Berliner Taschenbuch Verlag, Berlin 2002, S. 37 f.
Seite 394 f.: Virginia Woolf, Flush. Eine Biographie.
© Quentin Bell and Angelica Garnett 1933. Deutsch von Karin Kersten.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1993



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2024
Copyright © 2024 by btb Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktunsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Copyright der Originalausgabe: © 2022 Hernan Diaz
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe
© 2022 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
Covergestaltung: Semper Smile nach einem Entwurf von Katie Tooke,
Picador Art Department
Covermotiv: Jeff Cottenden; New York skyline photograph: Alamy
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
mn · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-77200-1

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/penguinbuecher

Für Anne, Elsa, Marina und Ana

TREUE

INHALT

VERPFLICHTUNGEN

Harold Vanner

11

MEIN LEBEN

Andrew Bevel

139

ERINNERTE MEMOIREN

Ida Partenza

203

VEREINBARUNGEN

Mildred Bevel

371

VERPFLICHTUNGEN

Ein Roman



von

Harold Vanner

EINS

Da er von Geburt an annähernd jeden erdenklichen Vorteil genossen hatte, blieb Benjamin Rask als eines von wenigen das Privileg eines heldenhaften Aufstieges versagt: Seine Geschichte war keine zäher Hartnäckigkeit, keine Chronik eines unbezwinglichen Willens, der sich aus wenig mehr als altem Blech ein goldenes Schicksal schmiedete. Den letzten Seiten der Rask'schen Hausbibel zufolge waren die Ahnen seines Vaters im Jahre 1662 von Kopenhagen nach Glasgow übersiedelt, wo sie den Handel mit Tabak aus den Kolonien aufnahmen. Im Laufe des nächsten Jahrhunderts gedieh und expandierte das Geschäft in solchem Maße, dass ein Teil der Familie nach Amerika zog, von wo aus man die Lieferanten besser kontrollieren und jeden einzelnen Schritt der Produktion beaufsichtigen konnte. Drei Generationen später kaufte Benjamins Vater Solomon all seine Verwandten und externen Investoren aus. Unter seiner alleinigen Führung entwickelte sich das Unternehmen weiter prächtig, und es dauerte nicht lang, bis er einer der namhaftesten Tabakhändler der Ostküste war. Gewiss erwarb er seine Bestände von den erlesensten Produzenten des Kontinents, doch mehr noch als in der Qualität seiner Waren lag der Schlüssel zu Solomons Erfolg in dessen Talent, Nutzen aus einer allzu offensichtlichen Tatsache zu ziehen: Natürlich hat der Tabakgenuss seine sinnliche Seite, doch rauchen die meisten Männer, weil sie dabei mit anderen Männern reden können. So sorgte Solomon Rask also nicht nur für die besten Zigarren, Zigarillos und Pfeifenmischungen, sondern auch

(und vor allem) für vorzügliche Unterhaltungen und politische Verbindungen. Er erreichte und sicherte sich einen festen Platz auf den höchsten Höhen der Branche – alles dank seiner Geselligkeit und der Freundschaften, die er im Herrenzimmer pflegte, wo er oft eine seiner *Figurados* mit seinen distinguiertesten Kunden rauchte, zu denen Persönlichkeiten wie Grover Cleveland, William Zachary Irving und John Pierpont Morgan zählten.

Auf dem Gipfel seines Erfolges ließ Solomon sich ein Stadthaus an der West 17th Street bauen, das gerade rechtzeitig zu Benjamins Geburt vollendet wurde. Und doch war Solomon nur selten in der New Yorker Familienresidenz zu sehen. Seine Arbeit führte ihn von Plantage zu Plantage, er hatte Rollsäle zu kontrollieren und Geschäftspartner in Virginia, North Carolina und in der Karibik zu besuchen. Er besaß gar eine kleine Hacienda in Kuba, wo er den Großteil eines jeden Winters weilte. Gerüchte über sein Leben auf der Insel brachten ihm den Ruf eines Abenteurers mit Hang zum Exotischen ein, was in seinem Geschäft durchaus von Vorteil war.

Mrs Wilhelmina Rask setzte nie einen Fuß auf das kubanische Anwesen ihres Gatten. Auch sie verließ New York oft und lang, denn sie reiste stets ab, sobald Solomon zurückkehrte, und verbrachte ganze Saisons in den Sommerhäusern ihrer Freunde am Ostufer des Hudson oder in deren Cottages in Newport. Augenscheinlich teilte sie allein Solomons Leidenschaft für Zigarren, die sie eifrig rauchte. Da dies für eine Dame ein höchst ungewöhnliches Vergnügen war, frönte sie ihm nur privat, in Gesellschaft ihrer Freundinnen. Was allerdings kein Hindernis darstellte, da sie ohnehin jederzeit von diesen umgeben war. Willie, wie ihr engster Kreis sie nannte, war Teil einer eingeschworenen Gruppe Frauen, die scheinbar eine Art Nomadenstamm bildeten. Sie kamen nicht nur aus New York, sondern auch aus Washington, Philadelphia, Providence, Boston und sogar aus dem fernen Chicago. Sie reisten im Rudel, besuchten einander je nach Jahreszeit daheim oder in ihren jeweiligen Ferienhäusern – ab Ende September, wenn Solomon

auf seine Hacienda fuhr, wurde die West 17th Street für ein paar Monate zur Bleibe der Clique. Doch in welchem Teil des Landes die Damen sich auch aufhielten, sie blieben jederzeit strikt unter sich.

Da Benjamins Leben sich zunächst weitgehend auf sein Zimmer und jene seiner Kindermädchen beschränkte, hatte er nur eine vage Vorstellung vom Rest des Hauses, in dem er aufwuchs. Wenn seine Mutter und ihre Freundinnen da waren, hielt man ihn von den Räumen fern, wo sie bis spät in die Nacht rauchten, Karten spielten und Sauternes tranken; waren sie fort, boten die Hauptgeschosse bloß eine dämmrige Abfolge geschlossener Fensterläden, abgedeckter Möbel und mit bauschenden Stoffen verhängter Kronleuchter. All seine Kindermädchen und Gouvernanten waren sich einig, dass er ein vorbildliches Kind war, und all seine Lehrer bestätigten es. Manieren, Intelligenz und Gehorsam hätten sich niemals zuvor so harmonisch zusammengefügt wie bei diesem friedfertigen Kind. Als einzigen möglichen Makel konnten einige seiner frühen Mentoren nach langer Suche nur Benjamins Zurückhaltung gegenüber anderen Kindern benennen. Als einer seiner Lehrer die Freundlosigkeit seines Schülers einer etwaigen Angst zuschrieb, wies Solomon derartige Bedenken ab und sagte, der Junge werde eben sein eigener Herr.

Seine einsame Kindheit hatte ihn nicht auf das Internat vorbereitet. Im ersten Halbjahr wurde er zum Ziel täglicher Erniedrigungen und kleinerer Grausamkeiten. Mit der Zeit erkannten seine Klassenkameraden allerdings, dass er aufgrund seines Gleichmutes ein unbefriedigendes Opfer war, also ließen sie ihn fortan in Ruhe. Er blieb für sich und erzielte ohne besondere Leidenschaft in jedem Schulfach hervorragende Leistungen. Nachdem seine Lehrer ihn am Ende jedes Schuljahres mit jeglichen verfügbaren Ehren und Auszeichnungen überhäuft hatten, erinnerten sie ihn stets daran, dass er der Akademie dereinst großen Ruhm einbringen werde.

In seinem letzten Schuljahr starb sein Vater an Herzversagen. Bei der Beerdigung in New York waren Verwandte wie Bekannte beein-

druckt von Benjamins Fassung, doch in Wahrheit hatte die Trauer seinem Naturell lediglich einen gesellschaftlich anerkannten Ausdruck geboten. In einem Anflug großer Fröhreife, der die Anwälte und Bankiers seines Vaters erstaunte, verlangte der Junge, das Testament und die damit verbundenen Vermögensaufstellungen zu prüfen. Mr Rask war ein gewissenhafter, ordentlicher Mann gewesen, und sein Sohn fand keinen Mangel an den Dokumenten. Als er diese Angelegenheit erledigt hatte und nun wusste, was ihn erwartete, wenn er volljährig wurde und ihm sein Erbe zukam, kehrte er nach New Hampshire zurück, um die Schule abzuschließen.

Seine Mutter verbrachte ihre kurze Witwenschaft bei ihren Freundinnen in Rhode Island. Sie fuhr im Mai, kurz vor Benjamins Abschluss, und war vor Ende des Sommers an einem Emphysem gestorben. Bei dieser zweiten, deutlich kleineren Beerdigung wussten Freunde und Verwandte kaum, wie sie mit dem innerhalb weniger Monate verwaisten jungen Mann reden sollten. Glücklicherweise gab es viele praktische Fragen zu besprechen – Treuhänder, Testamentsvollstrecker und die juristischen Herausforderungen der Nachlassverwaltung.

Benjamins Studentenleben war ein verstärktes Echo seiner Schulzeit. Seine Unzulänglichkeiten und Begabungen waren dieselben geblieben, doch nun hatte er eine kühle Affinität für Erstere und eine bescheidene Geringschätzung für Letztere entwickelt. Einige der bezeichnenderen Züge seiner Abstammungslinie hatten in ihm anscheinend ein Ende gefunden. Er hätte seinem Vater nicht unähnlicher sein können, der sogleich jeden Raum beherrschte, den er betrat, und um den alsbald ein jeder kreiste, und auch mit seiner Mutter hatte Benjamin nichts gemein, die wahrscheinlich keinen Tag ihres Lebens allein verbracht hatte. Nach seinem Universitätsabschluss stellten sich diese Unterschiede noch einmal klarer heraus. Er zog aus New England zurück in die Stadt und scheiterte, wo die meisten seiner Bekanntschaften reüssierten – er war ein ungeschickter Sportler, ein teilnahms-

loses Clubmitglied, ein lustloser Trinker, ein gleichgültiger Spieler, ein lauer Liebhaber. Er, der seinen Reichtum dem Tabak verdankte, rauchte nicht einmal. Wer ihn aber der übertriebenen Sparsamkeit bezichtigte, verstand nicht, dass er in Wahrheit keinerlei Gelüste zu unterdrücken hatte.

DAS TABAKGESCHÄFT hätte Benjamin nicht weniger interessieren können. Ihm gefiel weder das Produkt – das primitive Gesauge und Geschmauche, die unzivilisierte Faszination des Rauches, der bitter-süße Gestank verrotteter Blätter – noch die damit verbundene Geselligkeit, die sein Vater so sehr genossen und so erfolgreich ausgeschöpft hatte. Nichts widerte ihn mehr an als die dunstige Verschworenheit des Herrenzimmers. Seinen ehrlichen Bemühungen zum Trotz konnte er nicht ansatzweise mit der gebotenen Leidenschaft die Vorzüge einer *Lonsdale* vor einer *Diadema* loben, und ebenso wenig konnte er mit dem Nachdruck, den nur die eigene Erfahrung verleiht, die *Robustos* von seinen Ländereien auf der *Vuelta Abajo* anpreisen. Plantagen, Trockenschuppen und Zigarrenfabriken gehörten einer fernen Welt an, die ihn nicht weiter reizte. Er hätte bereitwillig zugegeben, was für ein katastrophaler Botschafter er für das Unternehmen war, weshalb er das Tagesgeschäft dem Direktor übertrug, der unter seinem Vater bereits zwei Jahrzehnte lang treu gedient hatte. Gegen den Rat ebendieses Direktors verkaufte Benjamin unter Wert und durch Mittelsmänner, die er nie persönlich kennenlernte, die kubanische Hacienda seines Vaters und alles, was dazugehörte, ohne auch nur eine Bestandsaufnahme zu machen. Das Geld investierte sein Bankier gemeinsam mit seinem übrigen Vermögen in den Aktienmarkt.

Einige träge Jahre vergingen, in denen er halbherzig diverse Sammlungen begann (Münzen, Porzellan, Freunde), mit der Hypochondrie liebäugelte, keine rechte Begeisterung für Pferde entwickeln konnte und sich ebenso erfolglos als Dandy versuchte.

Der Müßiggang wurde ihm zur Qual.

Entgegen seinen eigentlichen Neigungen begann er mit der Planung einer Europareise. Dabei wusste er aus Büchern bereits alles, was ihn am alten Kontinent interessierte; die persönliche Erfahrung dieser Dinge und Orte reizte ihn nicht. Er freute sich auch nicht darauf, ta-

gelang mit Fremden auf einem Schiff gefangen zu sein. Dennoch sagte er sich, sollte er jemals reisen, dann war nun der richtige Augenblick: In New York war die allgemeine Stimmung recht niedergeschlagen, weil eine Rezession infolge mehrerer Finanzkrisen das Land nun seit zwei Jahren im Griff hielt. Da dieser Abschwung ihn nicht unmittelbar betraf, war Benjamin sich dessen Ursachen nur in groben Zügen bewusst – seiner Kenntnis nach, hatte es mit dem Platzen der Eisenbahn-Blase begonnen, die auf irgendeine Weise mit dem bald darauf folgenden Absturz des Silbers zusammenhing, der wiederum zu einem Ansturm aufs Gold geführt hatte, welcher schlussendlich die zahlreichen Bankenpleiten auslöste, die als »Panik von 1893« bekannt wurden. Wie genau die Ereigniskette auch ausgesehen haben mochte, er machte sich keine Sorgen. Er hatte die allgemeine Vorstellung, dass die Märkte nun einmal hin- und herpendelten, und er war zuversichtlich, dass die Verluste von heute die Gewinne von morgen waren. Anstatt ihn von seiner Exkursion nach Europa abzubringen, war die Finanzkrise – die schlimmste seit der Langen Depression zwei Jahrzehnte zuvor – für ihn eine der stärksten Ermutigungen, aufzubrechen.

Als er gerade ein Datum für seine Abreise festlegen wollte, unterrichtete ihn sein Bankier, dass er durch gewisse »Beziehungen« Anleihen hatte zeichnen können, die ausgegeben worden waren, um die Goldreserven des Landes wiederherzustellen, deren Erschöpfung so viele Banken in die Insolvenz getrieben hatte. Die gesamte Emission war innerhalb einer halben Stunde ausverkauft gewesen, und innerhalb einer Woche hatte er einen ansehnlichen Gewinn zu verbuchen. So hatte unerwartetes Glück in Form günstiger politischer Verschiebungen und Marktfluktuationen zu einem plötzlichen und scheinbar spontanen Wachstum Benjamins respektabler Erbschaft geführt, um deren Vergrößerung er sich bisher nicht bemüht hatte. Doch nun, da dies der Zufall für ihn getan hatte, entdeckte er in seinem Herzen einen Hunger, von dem er nichts geahnt hatte, bevor diesen nicht ein ausreichend großer Köder zum Leben erweckt hatte. Europa würde warten müssen.

Rasks Vermögen wurde konservativ verwaltet von J. S. Winslow & Co., dem Haus, das seit jeher die Familiengeschäfte geregelt hatte. Das von einem Freund seines Vaters gegründete Institut befand sich nun in den Händen von John S. Winslow jr., der vergeblich versucht hatte, Benjamin als Freund zu gewinnen. Aus diesem Grunde war die Beziehung der beiden jungen Männer etwas angespannt. Dennoch arbeiteten sie eng miteinander zusammen – wenn auch nur durch Boten oder per Telefon, zwei Optionen, die Benjamin den überflüssigen und bemüht herzlichen persönlichen Treffen vorzog.

Bald hatte Benjamin gelernt, den Börsenticker zu lesen, Muster zu erkennen, sie zu überlagern und verborgene Kausalzusammenhänge zwischen scheinbar voneinander unabhängigen Entwicklungen zu entdecken. Winslow, der merkte, was für ein begabter Lehrling sein Kunde war, ließ alles mysteriöser erscheinen, als es wirklich war, und tat Benjamins Vorhersagen als nichtig ab. Dessen ungeachtet begann Rask, eigene Entscheidungen zu treffen, meist gegen den Rat des Instituts. Er fühlte sich zu kurzfristigen Anlagen hingezogen und wies Winslow an, hochriskante Geschäfte mit Optionen, Termingeschäften und anderen spekulativen Instrumenten einzugehen. Winslow mahnte stets zur Vorsicht und protestierte gegen solch waghalsige Unterfangen: Er weigerte sich, Benjamin sein ganzes Kapital bei einem Vabanquespiel riskieren zu lassen. Aber mehr noch als um das Vermögen seines Kunden sorgte Winslow sich wohl um sein Ansehen, denn er stellte gern eine gewisse finanzielle Etikette zur Schau – schließlich sei er, wie er einmal mit einem verhaltenen Lachen über sein eigenes Bonmot sagte, eher Buchhalter als Buchmacher, Direktor einer Bank, keiner Spielbank. Von seinem Vater hatte er eine Reputation für sichere Anlagen geerbt, und dieser wollte er gerecht werden. Und dennoch, am Ende folgte er stets Rasks Anweisungen und strich seine Gebühr ein.

Nach kaum einem Jahr beschloss Rask, des Dünkels und der Schwerblütigkeit seines Beraters überdrüssig, auf eigene Faust zu han-

deln, und entließ Winslow. Das Kappen jeglicher Verbindungen mit der Familie, die der seinen über zwei Generationen so nahe gewesen war, verstärkte noch das Gefühl echten Erfolgs, das Rask zum ersten Mal im Leben spürte, als er seine Geschäfte selbst in die Hand nahm.

DIE ZWEI UNTEREN GESCHOSSE seines Stadthauses wurden zu einem provisorischen Büro. Diese Wandlung war nicht etwa das Ergebnis eines durchdachten Planes, sondern sie vollzog sich Schritt für Schritt, während ein unvorhergesehenes Bedürfnis nach dem anderen erfüllt wurde, bis auf einmal ein Arbeitsbereich voller Angestellter geschaffen war. Es fing mit einem Boten an, den Benjamin mit Aktienzertifikaten, Anleihen und anderen Dokumenten durch die ganze Stadt laufen ließ. Nach einigen Tagen erklärte der Junge ihm, dass er Hilfe brauche. Gemeinsam mit dem neuen Boten stellte Benjamin eine Telefonistin und einen Schreiber ein, der ihn ebenfalls bald wissen ließ, dass er die Arbeit allein nicht schaffe. Das Anleiten seines Personals kostete ihn wertvolle Zeit für seine Geschäfte, also stellte er einen Assistenten ein. Auch die Buchführung verschlang Stunde um Stunde, also engagierte er einen Buchhalter. Als schließlich sein Assistent einen Assistenten bekam, verlor Rask den Überblick über die Neuanstellungen und gab es auf, sich irgendjemandes Gesicht oder Namen zu merken.

Die Möbel, die jahrelang verhüllt und unberührt geblieben waren, wurden nun ehrfurchtslos von Sekretärinnen und Botenjungen benutzt. Auf dem Walnusstischchen hatte man einen Börsenticker aufgestellt; Kurstafeln bedeckten einen Großteil der goldgeprägten Laubtapete; Zeitungsstapel hatten den strohgelben Samt einer Polsterbank verfärbt; eine Schreibmaschine hatte Dellen in einen Satinholz-Sekretär getrieben; schwarze und rote Tinte befleckte die bestickten Polster von Diwanen und Sofas; Zigaretten hatten die geschwungenen Kanten eines Mahagoni-Schreibtisches versengt; hastende Schuhe hatten eichene Pratzenfüße verschrammt und persische Läufer auf ewig verschmutzt. Die Räume seiner Eltern blieben intakt. Er schlief im Obergeschoss, das er als Kind nicht einmal besucht hatte.

Es war nicht schwer, einen Käufer für das Unternehmen seines Va-

ters zu finden. Benjamin ermutigte einen Fabrikanten aus Virginia und eine Handelskompanie aus Großbritannien, einander zu überbieten. Und da er sich nur zu gern von diesem Teil seiner Vergangenheit distanzieren wollte, freute er sich über den Sieg der Briten, nach dem die Tabakfirma wieder dahin zurückkehren konnte, woher sie gekommen war. Aber vor allem verschaffte es ihm Befriedigung, dass er mit dem Erlös des Verkaufs nun auf einer höheren Ebene arbeiten, eine neue Risikostufe bewältigen und langfristige Transaktionen finanzieren konnte, die er vorher nicht hätte in Erwägung ziehen können. Sein Umfeld nahm mit Verwirrung wahr, dass seine Besitztümer im direkten Verhältnis zu seinem Reichtum weniger wurden. Er verkaufte alle verbleibenden Immobilien der Familie, selbst das Stadthaus an der West 17th Street, und alles, was darin war. Seine Kleider und Unterlagen passten in zwei Koffer, die man ins Wagstaff Hotel schickte, wo er sich eine Suite anmietete.

Die Verrenkungen des Geldes faszinierten ihn immer mehr – es ließ sich so im Kreis biegen, dass man es mit seinem eigenen Körper mästen konnte. Die isolierte, selbstgenügsame Natur der Spekulation entsprach Benjamins Charakter, war für ihn Quell des Staunens und allein Zweck genug, ungeachtet all dessen, was seine Einkünfte bedeuteten oder ihm ermöglichten. Jeglicher Luxus war eine vulgäre Bürde. Sein einsiedlerischer Geist sehnte sich nicht nach Zugang zu neuen Erfahrungen. Politik und Machtstreben spielten in seinem ungeselligen Denken keine Rolle. Strategiespiele wie Schach oder Bridge hatten ihn nie interessiert. Hätte man ihn gefragt, wäre es Benjamin wohl schwergefallen zu erklären, was ihn zur Finanzwelt hingezogen hatte. Die Komplexität, gewiss, aber auch die Tatsache, dass er Kapital als antiseptisch lebendes Wesen sah. Es bewegt sich, es frisst, wächst, pflanzt sich fort, erkrankt und kann sterben. Aber es ist sauber. Das wurde ihm mit der Zeit immer klarer. Je größer die Operation, desto größer auch seine Distanz zu den konkreten Einzelheiten. Er brauchte keine einzige Banknote anzurühren oder sich den Dingen und Leu-

ten zu widmen, auf die sich seine Transaktionen auswirkten. Er musste nur denken, sprechen und hin und wieder schreiben. Schon setzte sich das Lebewesen in Bewegung und zeichnete wunderschöne Muster auf seinem Weg in Reiche zunehmender Abstraktion, wobei es manchmal eigenen Gelüsten folgte, die Benjamin niemals auch nur hätte erraten können – und gerade das bereitete ihm besondere Freude, wie das Wesen suchte, seinen freien Willen auszuüben. Er bewunderte es und verstand es, selbst wenn es ihn einmal enttäuschte.

Benjamin kannte Downtown Manhattan kaum – gerade genug, um seine Canyons aus Bürogebäuden zu verachten, seine schmutzigen, schmalen Straßen voller stolzierender Geschäftsmänner, die stets damit beschäftigt waren, ihre Geschäftigkeit zur Schau zu stellen. Doch er erkannte, wie praktisch es war, sich im Financial District niederzulassen, also verlegte er sein Büro in die Broad Street. Während sich seine Interessen ausweiteten, erhielt er kurz darauf einen Sitz am New York Stock Exchange. Seine Angestellten merkten schnell, dass er jeglichem Drama ebenso abgeneigt war wie Freudenausbrüchen. Die aufs Essentielle heruntergebrochenen Gespräche wurden flüsternd geführt. Verstummt einmal die Schreibmaschinen, konnte man vom anderen Ende des Raumes einen Ledersessel knarzen oder einen Seidenärmel übers Papier streichen hören. Und dennoch störten jederzeit geräuschlose Wellen die ruhige Luft. Allen war bewusst, dass sie die Ausläufer von Rasks Willen waren und dass ihre Pflicht darin bestand, seine Bedürfnisse zu befriedigen und sogar vorwegzunehmen, ihn aber niemals mit den ihren zu behelligen. Hatten sie keine entscheidenden Neuigkeiten für ihn, warteten sie, bis er sie ansprach. Für Rask zu arbeiten wurde zum Ziel vieler junger Händler, doch wenn sie erst wieder ihrer eigenen Wege gingen, im Glauben, alles aufgesogen zu haben, was es zu lernen gab, konnte keiner von ihnen so recht an den Erfolg des ehemaligen Arbeitgebers anknüpfen.

Es war ihm eher unangenehm, als man seinen Namen in Finanzkreisen bald mit ehrfürchtigem Staunen sprach. Einige alte Freunde

seines Vaters unterbreiteten ihm Geschäftsangebote, die er manchmal annahm, oder aber Tipps und Vorschläge, die er stets ignorierte. Er handelte mit Gold und Guano, mit Devisen und Dollar, mit Anleihen und Ananas. Seine Interessen beschränkten sich schon bald nicht mehr auf die Vereinigten Staaten. England, Europa, Südamerika und Asien verschmolzen vor seinen Augen zu einem großen Ganzen. Er überschaute die Welt von seinem Büro aus, auf der Suche nach wagemutigen, hochverzinslichen Darlehen und Staatspapieren zahlreicher Länder, deren Schicksale sich infolge seiner Geschäfte unentwirrbar miteinander verflochten. Manchmal gelang es ihm, ganze Anleiheemissionen für sich allein zu zeichnen. Auf seine wenigen Niederlagen folgten große Triumphe. Wer auf seiner Seite der Geschäfte stand, der wurde reich.

In dieser Welt, die gegen seinen Willen immer mehr die seine wurde, gab es nichts Auffälligeres als Anonymität. Auch wenn ihn das Geschwätz nie selbst erreichte, wusste Rask – mit seinem penibel diskreten Äußeren, seinen asketischen Gewohnheiten und seinem mönchischen Leben im Hotel –, dass man ihn wahrscheinlich als etwas »eigentümlich« betrachtete. Da ihn allein der Gedanke, jemand könnte ihn als Exzentriker sehen, vor Scham beinahe im Boden versinken ließ, beschloss er, sich den an einen Mann in seiner Lage gestellten Erwartungen anzupassen.

Er baute sich eine *Beaux-Arts*-Villa aus Kalkstein an der Fifth Avenue, Ecke 62nd Street, und ließ sie von Ogden Codman einrichten, dessen dekorative Leistungen gewiss auf allen Gesellschaftsseiten hoch gelobt werden würden. Als das Haus vollendet war, wollte er einen Ball ausrichten, konnte es schlussendlich aber nicht – er gab auf, als er bei der Arbeit an der Gästeliste mit einer Sekretärin erkannte, dass sich gesellschaftliche Verpflichtungen exponentiell multiplizieren. Er trat mehreren Clubs, Ausschüssen, Stiftungen und Vereinen bei, in denen man ihn jedoch nur selten sah. All dies tat er zwar mit einigem Widerwillen. Aber noch schlimmer wäre es gewesen, hätte

man ihn als »Original« betrachtet. Schließlich wurde er ein reicher Mann, der die Rolle eines reichen Mannes spielte. Dass seine Umstände mit dem Kostüm übereinstimmten, war ihm nur ein schwacher Trost.

NEW YORK schwoll an vor dem lautstarken Optimismus derer, die glaubten, sie hätten die Zukunft überholt. Natürlich profitierte Rask von diesem halsbrecherischen Wachstum, doch für ihn war es ein rein numerisches Ereignis. Er verspürte keinen Drang, mit den jüngst eingeweihten U-Bahn-Linien zu fahren. Er hatte einige der vielen Wolkenkratzer besucht, die man überall in der Stadt baute, aber er wäre nicht auf die Idee gekommen, sein Büro in einen solchen zu verlegen. Automobile waren ihm ein Ärgernis, auf der Straße wie im Gespräch (sie waren unter seinen Angestellten und Bekannten zum allgegenwärtigen und für ihn furchtbar ermüdenden Gesprächsthema geworden). Wenn irgend möglich vermied er die neuen Brücken, die die Stadtteile miteinander verbanden, und er hatte nichts mit den Scharen von Einwanderern zu tun, die jeden Tag auf Ellis Island ankamen. Was in New York geschah, erfuhr er größtenteils aus der Zeitung – und vor allem von den Zahlen aus dem Börsenticker. Und trotz dieses recht speziellen (manche würden sagen, eingeschränkten) Blickes auf die Stadt erkannte selbst er, dass Fusionen und Konsolidierungen zwar zu einer Konzentration des Vermögens auf eine Handvoll Konzerne von unerhörter Größe geführt hatten, ironischerweise aber eine kollektive Erfolgsstimmung herrschte. Die Ausmaße dieser neuen Monopolisten, von denen manche mehr wert waren als das gesamte Staatsbudget, bewiesen, wie ungleich die Gewinne verteilt waren. Doch ungeachtet ihrer Umstände glaubten die meisten Menschen, Teil eines wirtschaftlichen Höhenfluges zu sein – oder rechneten zumindest damit, es in Bälde zu werden.

Doch dann schwor sich 1907 Charles Barney, der Präsident der Knickerbocker Trust Co., mit anderen dazu, den Kupfermarkt aufzukaufen. Der Versuch scheiterte und ruinierte eine Mine, zwei Maklergesellschaften sowie eine Bank. Bald darauf gab man bekannt, dass Wechsel von der Knickerbocker Co. nicht mehr angenommen wurden.

Die nächsten Tage honorierte die National Bank of Commerce noch die Anfragen der Kontoinhaber, bis Barney keinen Ausweg mehr sah, als die Türen zu schließen und sich etwa einen Monat später in die Brust zu schießen. Der Konkurs der Knickerbocker Co. ließ Wellen der Panik durch die Märkte branden. Ein Bankensturm löste allgemeine Zahlungsunfähigkeit aus, die Börsenkurse stürzten ab, Darlehen wurden zurückgefordert, Maklergesellschaften meldeten Bankrott an, Trust Companys konnten Schulden nicht mehr begleichen, Handelsbanken gingen in Konkurs. Sämtliche Verkäufe wurden eingestellt. Die Leute strömten zur Wall Street und verlangten ihre Einlagen zurück. Schwadronen berittener Polizisten sicherten die öffentliche Ordnung. Da es an Bargeld fehlte, schoss der Tagesgeldsatz innerhalb weniger Tage auf über 150 Prozent. Gewaltige Mengen an Goldbarren wurden aus Europa angefordert, doch selbst die Millionen, die über den Atlantik flossen, konnten die Krise nicht beruhigen. Während der Kredit in seinen Grundfesten erschüttert wurde, machte sich Rask mit seinen soliden Geldreserven die Liquiditätskrise zunutze. Er wusste, welche von der Panik gebeutelten Unternehmen robust genug waren, diese zu überstehen, und kaufte absurd unterbewertete Posten auf. Mit seinen Einschätzungen war er den Männern von J. P. Morgan oftmals einen Schritt voraus, die gern direkt nach Rask zuschlugen und die jeweilige Aktie wieder nach oben trieben. Inmitten des Sturmes erhielt er gar eine Mitteilung von Morgan selbst, der seinen Vater erwähnte (»Solomons *Maduros* waren die besten, die ich jemals habe genießen dürfen«) und ihn in seine Bibliothek einlud, um dort mit einigen seiner engsten Vertrauten zu konferieren, »um einen Beitrag zum Schutze der Interessen unseres Landes zu leisten«. Rask lehnte ohne Angabe von Gründen ab.

Rask brauchte eine Weile, um sich auf den neuen Höhen zurechtzufinden, die er infolge der Krise erklommen hatte. Eine knisternde Aura umfing ihn, wohin er auch ging. Er konnte sie jederzeit zwischen sich und der Welt spüren. Und er merkte, dass auch andere sie wahrnahmen. Äußerlich war sein Alltag derselbe – die meiste Zeit verbrach-

te er in seinem einsamen Zuhause an der Fifth Avenue, von wo aus er die Illusion eines regen Gesellschaftslebens pflegte, das sich in Wahrheit auf einige wenige Anlässe beschränkte, bei denen er sich von seinem geisterhaften Erscheinen die größte Wirkung ausrechnete. Aber sein Coup während der Panik hatte einen anderen Menschen aus ihm gemacht. Es überraschte ihn selbst außerordentlich, dass er nun bei jeder Begegnung mit anderen nach Zeichen der Anerkennung suchte. Er gierte danach, bestätigt zu wissen, dass den Leuten das Knistern um ihn auffiel, das Beben, eben jene Sache, die ihn von ihnen trennte. Doch so paradox es auch scheinen mochte, war dieser Wunsch, sich der Distanz zwischen ihm und anderen zu versichern, gleichsam eine Form der Zusammenkunft mit ihnen. Und dieses Gefühl war ihm neu.

Da es ihm mittlerweile unmöglich war, jede Geschäftsentscheidung selbst zu treffen, sah Rask sich gezwungen, eine engere Beziehung zu einem der jungen Männer in seinem Büro aufzubauen. Sheldon Lloyd, der rasch zu seinem vertrautesten Assistenten aufgestiegen war, ging täglich die Angelegenheiten durch, die Rasks Aufmerksamkeit bedurften, und ließ nur die allerwichtigsten davon bis zum Schreibtisch seines Chefs durch. Außerdem übernahm Lloyd mehrere der täglichen Konferenzen – sein Arbeitgeber kam nur noch dazu, wenn eine Machtdemonstration vonnöten war. In mehr als einer Hinsicht verkörperte Sheldon Lloyd jene Aspekte der Finanzwelt, die Benjamin ein Gräuel waren. Für Sheldon wie für die meisten Menschen war Geld ein Mittel zum Zweck. Er gab es aus. Kaufte Sachen. Häuser, Fahrzeuge, Tiere, Gemälde. Sprach laut darüber. Reiste und gab Partys. Trug seinen Reichtum am Körper – seine Haut roch jeden Tag anders; seine Hemden waren nicht gebügelt, sondern neu; seine Mäntel schimmerten fast so sehr wie seine Haare. Er schäumte über von jener konventionellsten und peinlichsten aller Tugenden – dem »Geschmack«. Wenn Rask ihn ansah, kam ihm oft der Gedanke, dass nur ein Angestellter das Geld, das jemand anders ihm gegeben hatte, auf diese Art und Weise verprassen würde: im Streben nach Erquickung und Freiheit.

Doch gerade wegen Sheldon Lloyds Frivolität fand Benjamin ihn nützlich. Sein Assistent war ein gerissener Händler, auch das, aber Rask erkannte vor allem, dass er das Cliché dessen verkörperte, was viele seiner Kunden und flüchtigen Bekanntschaften für »Erfolg« hielten. Sheldon Lloyd war das perfekte Sprachrohr für sein Unternehmen – in vielen Situationen eine weitaus wirkungsvollere Gegenwart als sein Arbeitgeber. Da Sheldon alle Erwartungen an den Auftritt eines Finanziers so getreu erfüllte, verließ sich Benjamin bald auch in Dingen auf ihn, die über seine offiziellen Pflichten hinausgingen. Er bat ihn, Dinners und Partys zu organisieren, und Sheldon kam der Bitte gerne nach; er füllte Rasks Zuhause mit Freunden und sorgte für die zukommende Bewirtung von Vorstandsmitgliedern und Investoren. Der eigentliche Gastgeber zog sich stets zu früher Stunde zurück, aber die Fiktion, er führe ein reges Gesellschaftsleben, war damit etabliert.

1914 musste Sheldon Lloyd nach Europa reisen, um ein Geschäft mit der Deutschen Bank und einem pharmazeutischen Unternehmen aus Berlin abzuschließen sowie um in weiteren Angelegenheiten in der Schweiz als Vertreter seines Arbeitgebers zu fungieren. Der Große Krieg überrumpelte Sheldon in Zürich, wohin Rask ihn geschickt hatte, um in einige der höchst erfolgreichen jungen Banken vor Ort zu investieren.

Diesseits des Atlantiks widmete Benjamin seine Aufmerksamkeit den greifbaren Grundlagen seines Reichtums – Dingen und Menschen, die der Konflikt zu einer einzigen Maschinerie verschmolzen hatte. Er investierte in kriegsrelevante Sektoren vom Bergbau und der Stahlerzeugung bis hin zu Munitionsherstellung und Schiffsbau. Er entwickelte ein Interesse an der Luftfahrt und erkannte das kommerzielle Potential der Flugzeuge selbst in Friedenszeiten. Fasziniert von den technologischen Fortschritten, die jene Jahre definierten, finanzierte er Chemiefirmen und Konstruktionsprojekte und patentierte somit viele der unsichtbaren Bauteile und Flüssigkeiten der neuartigen Motoren, welche die Weltwirtschaft antrieben. Durch seine Mit-

telsmänner in Europa handelte er Anleihen aus, die von jeder am Krieg teilnehmenden Nation ausgegeben wurden. Doch so eindrucksvoll sein Reichtum auch geworden war, er befand sich erst am Fuße seines wahren Aufstieges.

Mit seiner Reichweite wuchs seine Verslossenheit. Je weiter und tiefer sich seine Investitionen in die Gesellschaft erstreckten, desto mehr zog er sich aus ihr zurück. Wie es schien, hatten die quasi endlosen Vermittlungen, die ein Vermögen ausmachen – Aktien und Anleihen, die von Unternehmen abhängen, die von Land, Ausrüstung und arbeitenden Massen abhängen, die wiederum von der Arbeit anderer Massen behaust, ernährt und bekleidet werden, die man in Währungen bezahlt, deren Wert selbst Handels- und Spekulationsobjekt ist und vom Schicksal wieder anderer Volkswirtschaften abhängt, das schlussendlich von Unternehmen abhängt, die von Aktien und Anleihen abhängen –, unmittelbare Beziehungen für ihn irrelevant werden lassen. Als er jedoch die mutmaßliche Mitte seines Lebens erreichte und überschritt, ließen ihn ein trübes Gefühl genealogischer Verantwortung sowie eine noch vagere Anstandsvorstellung eine Ehe in Betracht ziehen.

ZWEI

Die Brevoorts waren eine alte Familie aus Albany, deren Vermögen nicht mit ihrem Namen Schritt gehalten hatte. Nach drei Generationen gescheiterter Politiker und Romanciers hatten sie einen Zustand würdevoller Prekarität erreicht. Ihr Haus an der Pearl Street, eines der ersten der Stadt überhaupt, verkörperte diese Würde vorzüglich, und Leopold und Catherine Brevoorts Existenz drehte sich zum Großteil um dessen Instandhaltung. Als Helen zur Welt kam, hatten sie die oberen Stockwerke bereits abgesperrt, damit sie den unteren, in denen sie Gäste empfangen, ihre volle Aufmerksamkeit widmen konnten. Ihr Salon war einer der Mittelpunkte des Gesellschaftslebens von Albany, und die schwindenden Mittel der Brevoorts hinderten sie nicht daran, Schermerhorns, Livingstons und Van Rensselaers bei sich zu empfangen. Der große Erfolg ihrer Soireen lag gewiss daran, dass sie ein selten gesehenes Gleichgewicht fanden zwischen Leichtigkeit (Catherine hatte die Gabe, anderen das Gefühl zu geben, sie seien überaus geistreiche Gesprächspartner) und Gravitas (Leopold war gemeinhin als eine der örtlichen intellektuellen wie moralischen Autoritäten anerkannt).

In ihrem Kreise sah man jegliche politische Betätigung als eher unrühmlich an, und der Literatur maß man einen Beigeschmack von Bohème bei. Mr Brevoort aber verband die unfeine Neigung seiner Ahnen zum Dienst an der Öffentlichkeit und zum geschriebenen Wort, als er zwei Bände über Staatsphilosophie verfasste. Verbittert von der

vollkommenen Stille, die seinem Werk entgegenschlug, wandte er sich seiner jungen Tochter zu und nahm ihre Bildung selbst in die Hand. Seit Helens Geburt war Mr Brevoort stets zu beschäftigt mit seinen scheiternden Vorhaben gewesen, um ihr echte Aufmerksamkeit zu schenken, aber nun, da er sich ihrer Erziehung angenommen hatte, zeigte er sich entzückt von jeder Facette ihrer Persönlichkeit. Mit fünf Jahren war sie bereits eine eifrige Leserin und zur Überraschung ihres Vaters auch eine frühreife Gesprächspartnerin. Sie machten lange Spaziergänge am Hudson River, manchmal bis in den Abend hinein, und unterhielten sich über die Naturphänomene um sie herum – über Kaulquappen und Konstellationen, über fallende Blätter und die Winde, die sie trugen, über den Hof des Mondes und das Geweih des Hirsches. Nie zuvor hatte Leopold eine solche Freude empfunden.

Die verfügbaren Schulbücher erschienen ihm allesamt unzureichend; er stellte ihren Inhalt ebenso infrage wie ihren pädagogischen Ansatz. Deshalb schrieb Mr Brevoort nun selbst Lehrbücher und entwarf Übungshefte für seine Tochter, wann immer er nicht lehrte oder den gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkam, die seine Gattin unaufhörlich schuf. Diese Hefte enthielten lehrreiche Spiele, Rätsel und Denkaufgaben, die Helen genoss und beinahe immer löste. Neben der Naturwissenschaft wurde auch die Literatur ausgiebig behandelt. Sie lasen amerikanische Transzendentalisten, französische Moralisten, irische Satiriker und deutsche Aphoristen. Mithilfe veralteter Wörterbücher versuchten sie sich an der Übersetzung von Geschichten und Fabeln aus Skandinavien sowie dem alten Rom und Griechenland. Von den völlig absurden Ergebnissen ihrer Bemühungen ermutigt (hatte Mrs Brevoort Gäste, musste sie oft in die kleine Bibliothek stürzen und die beiden ermahnen, nicht so laut zu »wiehern«), begannen sie eine Sammlung haarsträubender ausgedachter Mythen. Die ersten zwei, drei Jahre von Helens Unterweisung bei ihrem Vater sollten die glücklichsten ihres Lebens sein, und selbst wenn die Details und Konturen dieser Erinnerungen mit der Zeit schwanden, blieb ihr dieses grund-

sätzliche Gefühl begeisterter Erfüllung so klar und lebhaft in Erinnerung wie eh und je.

In seinen Bemühungen, den Lehrplan zu erweitern, führten Mr Brevoorts eigenwillige Recherchemethoden ihn zu überholten naturwissenschaftlichen Theorien, verfallenen Gedankengebäuden, wirren psychologischen Doktrinen und unfrohen theologischen Dogmen. Beim Versuch, Religion und Wissenschaft zu vermählen, verlor er sich in den Lehren Emanuel Swedenborgs. Dies war ein Wendepunkt in seinem Leben – und in seiner Beziehung zu seiner Tochter. Er ließ sich von Swedenborgs Anschauung überzeugen, nicht etwa Buße und Ehrfurcht, sondern die Vernunft sei der Weg zu Tugend und möglicherweise zum Göttlichen selbst. Nur noch die Heilige Schrift hatte Vorrang vor mathematischen Abhandlungen, und Mr Brevoort erfreute sich an der eleganten Leichtigkeit, mit der die sieben- oder achtjährige Helen kryptische Algebra-Aufgaben löste und detaillierte Exegesen verschiedener Bibelpassagen vorlegte. Er bat sie außerdem, ausführliche Traumtagebücher zu führen, die sie beide mit numerologischem Eifer nach verschlüsselten Botschaften der Engel durchforsteten.

Im Schatten seiner neu gefundenen Leidenschaft für die Theologie war ein Teil seiner vormaligen Freude verwelkt. Doch so lange sie konnte, versuchte Helen, den gutgelaunten Geist der vergangenen gemeinsamen Jahre aufrechtzuerhalten. Um die zunehmend zähere Langeweile beim täglichen Unterricht leichter zu ertragen, begann Helen, ihrem immer distanzierteren Vater Streiche zu spielen. Zwar gefielen ihr viele Teile des weitgehend improvisierten Curriculums, und diesen widmete sie sich fleißig – Arithmetik, Optik, Trigonometrie, Chemie, Astronomie –, doch die mystischeren Seiten von Mr Brevoorts Lehrplan schläfernten sie ein, bis sie herausfand, wie sie diese zu ihrem eigenen Vergnügen verdrehen und zurechtbiegen konnte. Sie dachte sich Anagramme mit biblischen Prophezeiungen aus, welche die Zukunft ihrer Familie vorhersagen sollten; sie entwarf ihre eigenen kabbalistischen Interpretationen von Passagen des Alten Testaments, unterfüt-

tert von esoterischen mathematischen Argumenten, die ihren Vater stets beeindruckten, ob er sie nun verstand oder nicht; die Seiten ihres Traumtagebuches füllte sie mit schockierenden Einträgen, die häufig ans Unsittliche grenzten. Leopold hatte von ihr kompromisslos ehrliche Traumschilderungen gefordert, und Helen hatte ihren Spaß daran, wenn sie sein Kinn mit schlecht verhohlenem Schrecken beben sah, während er ihre schlüpfrig angehauchten Lügenmärchen las.

Hatten ihre ersponnenen Träume noch als Schabernack angefangen, wurden sie bald zur Notwendigkeit. Um ihren neunten Geburtstag dehnte die Schlaflosigkeit ihre Nächte aus und beraubte sie nicht nur ihrer Träume, sondern auch ihres Friedens. Eisige Sporen der Sorge siedelten sich in ihrem Bewusstsein an und verwandelten es in eine Brache der Angst. Ihr Blut schien ihr zu dünn und zu schnell durch die Adern zu rauschen. Manchmal glaubte sie, ihr Herz keuchen zu hören. Solche von Grauen erfüllten Nachtwachen wurden immer häufiger, und die Tage danach lagen im Nebel. Es wurde ihr beinahe unmöglich, ihren Teil zur Erhaltung der Wirklichkeit beizutragen. Und doch bevorzugten ihre Eltern diese gedämpfte Version ihrer selbst – ihr Vater verfolgte ihre uninspirierte Arbeit mit großer Faszination; ihre Mutter fand sie nahbarer.

Bald verstand Helen, dass sie nicht nur die Schülerin ihres Vaters, sondern auch sein Forschungsgegenstand geworden war. Ihn interessierten offenbar die konkreten Folgen seiner Lehre, und er versuchte zu ermessen, wie diese den Verstand und die Moralvorstellungen seiner Tochter formte. Wenn er sie begutachtete, war es Helen oft, als blickte jemand anders hinter seinen Augen hervor. Erst im Nachhinein verstand sie, dass die andauernde Prüfung ihr notwendigerweise einen bescheidenen, leisen Charakter beschert hatte, eine Rolle, die sie vor ihren Eltern und deren Freunden mit perfekter Konsequenz spielte – unauffällig höflich, ohne je zu sprechen, wenn nicht dazu gezwungen, wenn möglich reagierte sie einsilbig oder mit einem Nicken, wich den Blicken der anderen aus und vermied um jeden Preis die Gesellschaft